

Totentanz : von Proust und Joyce zu Musil [Fortsetzung]

Autor(en): **Diebold, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **12 (1944-1945)**

PDF erstellt am: **20.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

TOTENTANZ

VON PROUST UND JOYCE ZU MUSIL

VON BERNHARD DIEBOLD

II

FABULA DOCET

Als Beispiel für die Sinnlosigkeit der alten «Zusammenhänge» expliziert uns Musil sein heimatliches Oesterreich vor dem ersten Weltkrieg; und er nennt das Land seiner k. u. k. Majestät schlechthin «Kakanien». Es ist das Land, wo man klerikal regiert wird, aber freisinnig lebt; wo das *Laissez aller, laissez faire* selbst der führenden Kreise der müden Melancholie seiner neueren Dichter entspricht. Wo bei jeder Entscheidung die relative Weisheit gilt: «Es ginge doch auch so.» Denn stärker als der Wirklichkeitssinn ist der «Möglichkeitssinn» entwickelt. Man lebt «in Konjunktiven» — in völliger Relativität. Für diesen Geisteszustand der ganzen Welt scheint Kakanien das schönste Beispiel.

Eine großartig angelegte Demonstration des k. k. Patriotismus soll nun der Welt und den Oesterreichern selber die Größe und Einheit der als morbid verleumdeten k. k. Monarchie vergegenwärtigen — ja — angesichts eines zum Kriege rüstenden Europas. Es gilt ein «weltösterreichisches Jahr» zu feiern — oder noch inniger gedacht: ein «Jubiläumsjahr unseres Friedenskaisers», das dann nach Musils späterem Wissen teuflischerweise in den ersten Weltkrieg fällt. Aber die Keimzelle der Aktion entspringt keiner Wesensnotwendigkeit, sondern (ganz relativ!) nur einem diskret geäußerten Ressentiment auf die Erfolge des großen reichsdeutschen Bruders. Und daher gilt es, gegen das erst in ein paar Jahren vielleicht (!) zu erwartende dreißigjährige Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers die weitaus strahlendere Gloire des siebenzigjährigen Monarchen auszuspielen! So erhält die ganze Bestrebung den Titel einer *Parallelaktion* zu etwas, das noch gar nicht existiert.

Eine zweite Nichtigkeit enthüllt die Fragestellung nach Idee und

Inhalt des Unternehmens. Wir erfahren es nie. Der feingebildete Graf Leinsdorf als oberster Protektor der Organisation kennt zu jedem Vorschlag die Einwände der Kirche oder der Freidenker oder des Architektenvereins oder des Finanzministeriums. Dennoch besteht gerade er — als Mann des guten Willens ohne Zielpunkt — auf der «Parole der Tat». Auf die Frage nach dieser Tat erwidert er: «Es ist mir auch nichts eingefallen . . . aber trotzdem muß etwas geschehen . . .» Und mit entschiedenem Tonfall: «Entweder-oder anders!» Und was im privaten Salon der Ministersgattin, Frau v. Tuzzi, genannt Diotima, ziemlich harmlos begann, führt schließlich zu einem sinnlosen Volksaufstand mit eingeschlagenen Fenstern und läßt die ausländischen Kabinette sogar Kanonen im Hintergrunde wittern als vor einem «Staatsvorgang internationaler Größenordnung». Die Parallelaktion ohne Parallele erleidet (wie die Romanhandlung) ihre ewige Vertagung, um nach langem Vergessen (durch den Autor) nach rund 1850 Seiten als ein geplanter Weltfriedenskongreß zu auferstehen — und zwar unter hervorragender Beteiligung des Kriegsministeriums. Und ausgerechnet ein General muß es sein, der ausruft: «Was nützen Kanonen ohne Geist!» Daß das Arrangement eines Trachtenfestzuges der Stämme Oesterreichs und Ungarns und der oppositionellen Slaven nunmehr zur vorläufigen Hauptsorge der Veranstalter wird, krönt diese geistreiche Farce . . . Ein Tanz ins Nichts.

Man sage also nicht, daß dieser Geschichte völlig die Geschichte fehle. Die allerdings nur auf spinnwebdünnen Fäden konstruierte Grundfabel enthält die Moral des Ganzen: *fabula docet*. Eine Turbine der Betriebsamkeit läuft mit viel Intelligenz des Motors, doch ohne tatvermittelnde Transmissionen zur Welt. Die beteiligten Personen verschwenden ein Unmaß von Bildungswissen an diesen Apparat ohne Sinn — an diese Organisation der Relativierung aller Werte, die sich gegenseitig aufheben. Der stockkonservative Graf redet ausgerechnet aufs Liberale hin. Der vom Kriegsministerium delegierte General Stumm von Bordwehr nennt sich einen Pazifisten, weil mit der von ihm angestrebten Vermehrung der k. k. Artillerie das Rüstungsgleichgewicht Europas zum Frieden aller erhalten bleibe. In der reichsfeindlichen Kommission sitzt gegen jeden nationalen Stil der preußische Großindustrielle und «Großschriftsteller» Arnheim, der aber auch als «Preuße» durch seine jüdische Abkunft wieder nur zu relativer Geltung kommt. Und wenn der zuletzt hinzugezogene Dichter Feuermahl sein «Der Mensch ist gut» predigt, so wird auch der Prophet der Menschenliebe unter nihilistischen Zweifel gestellt durch die Herkunft seiner Einkünfte: weil er als Sohn eines Phosphorfabrikanten von der Knochennekrose seiner Arbeiter lebt. Also alles und alle unterliegen einer zweideutigen Zersetzung — ja selbst die

begeisterte und gläubige Seele des Ganzen, die Gattin des Diplomaten Tuzzi und Herrin des Salons der Ausgleichung der Gegensätze: Diotima.

DIOTIMA UND IHR ZERSETZER

Diotima! Ihr Name ist Ironie auf «edle Einfalt und Größe». Sie will sich selber als ein antik-romantisches Ideal der reinen Frauenseele in höchst moderner Renaissance vorkommen, als ein Mittelpunkt von freien Geistern, die sie liebend umschwärmen. Aber ihre ungenaue Seele besteht nur aus dem Geltungsbedürfnis ihrer gewollten «Persönlichkeit». Sie glaubt an das Wahnbild der «welt-österreichischen» Mission, weil sie eben in eigener Person die Göttin dieses Wahnes ist. Sie schwelgt in einer isoldenhaften Liebe zu dem nicht minder vom Geltungsbedürfnis lebenden Bildungspreußen Arnheim und scheut die allzu natürliche Banalität des körperlichen Ehebruchs. Ganz allmählich und gegen ihr Gewissen bemerkt sie aber, daß ihre ideale Schönheit faktisch auch in einem begehrenden Leibe steckt — worauf ihre von Bildungs-Eigenschaften verhängte Seele sich in sexualkritischen Studien verliert, so daß die Keusche nach und nach selber zu einem «Lehrbuch der Liebe» wird — bis sich die distanzierte Damenseele Diotimas schließlich die «Eigenschaften» der Zivilisation wie ihre Kleider abstreift und die einstige Pallas in einer sehr schwachen Stunde dem Manne ohne Eigenschaften verfällt — bezeichnenderweise in dem höchst maskulinen Maskenkleide eines napoleonischen Generals, dessen Stiefel, Zweispitz, Orden und Uniform um das Bett des Verführers herumliegen. So endet das stolze Idol klassischen Damentums als das zerschmelzende Weibchen des Mannes ohne Eigenschaften. Auch das ist keine bloße Anekdote, sondern die Symbolik vom Nichts der beseelten Persönlichkeit — die einstmals von Hölderlin als Diotima angebetet wurde.

Es darf auffallen, daß wir in der Erzählung bisher des Titelhelden, namens Ulrich, kaum bedurften — obschon er tatsächlich den geistigen Sekretär der Parallelaktion darstellt. Aber eben der im Kreuzungspunkt aller Fäden Stehende ist auch der einzige Mann mit voller Uebersicht, der nun mit der kühnsten Skepsis diese Organisation des Un-Sinns ad absurdum kritisiert, ohne an einer einzigen Aktion förderlich teilzuhaben. Denn die Passivität ist seine Passion. Zu allen konkreten Dingen steht er ja nur in denkend-kritischer Beziehung. Er hat bezeichnenderweise Mathematik studiert und sieht in Maß und Zahl und in der Formel die denkbar genaueste Erfassung der Dinge. Nur die sogenannte Seele gebärdet sich für jede Formel zu ungenau. Oft scheint ihm die Formulierung auch schon das Ding zu sein. So ist er

selber eine Formel. Als Herr im Hause seines Koordinatensystems, lebt er nur in «Abstraktionen des Lebens» — rein kritisch, wie sein Autor selbst in seinem versetzten Ich-Roman. Denn «wer sich selbst gegenüber keinen Wirklichkeitssinn mehr aufbringt . . . kommt sich eines Tages als Mann ohne Eigenschaften vor». Er vergeistigt sich — ja er zergeistigt sich, macht sich zum Denkskelett ohne das «Fleisch» der Eigenschaften — und nähert sich dem Selbstmord. Denn er weiß: «Geist ist in großen Mengen ein Gift, in kleinern ein Genußmittel.»

Das ist eine der morbidesten Stellen im seelischen Organismus des intellektuellen Lüstlings. Denn er *genießt* in einer oft feuilletonistisch ironisierenden Laune seine eigene Zersetzung. Er «liebäugelt mit dem Untergang». Er genießt sein Sterben. «Nein» und «ohne» sind seine Lieblingsgifte. In allerkleinsten Dosen genossen, ruinieren sie ihn jedoch nur ganz allmählich auf seinen lustwandelnd kritischen Gängen über die Erde, an deren Freud und Leid er sich nirgends seine innerste «Seele» voll beteiligt. In solcher Passivität strapaziert er schließlich nur die Nerven. Wie das enzyklopädische Wunderkind Arnheim, lebt er nur von den Zinsen seines Seelenkapitals und seiner Liebesmöglichkeiten, wie Arnheims Bildungs-Liebe von Diotimas Bildungs-Seele. Die Liebe ist ja schon weitgehend ein Bewußtseinsbefund der Psychologie geworden und scheint sich immer mehr im Körperlichen zu spezialisieren, wie Diotimas Seelen-Bankerott beweist. Die Liebe wird nicht mehr zum Schicksal wie bei Werther und Tristan. «Die ganze Liebe wird überschätzt.» Denn man liebt ja weniger den Gegenstand als das Idol des Geliebten, das nichts ist als das Produkt romantischer Einbildung. Diotima hat's erlebt.

Denn immerhin trägt das zum Denkskelett verkümmerte Menschenwesen Ulrich außer Gehirn und Mund sein Sexualorgan, um eine seiner wichtigsten Eigenschaften zu erhalten: die Lust am Weibe. Sie betätigt sich ohne jede Verliebtheit, ohne seelischen Zwang, ohne Herz- und Blutsverbindung zwischen Kopf und Eingeweide; gewissermaßen nur aus der Sachlichkeit des Körpers und dem gewohnheitsmäßigen Spieltrieb eines verwöhnten Gentlemans.

DIE FRAUEN

Musils erotische Frauen hassen alle ins «Allgemeine» emporgedachten Gedanken: Prinzipien und Ideen. Sie sind die instinktiven Gegenspieler der vom Gehirn verdorbenen Männer und ihrer maskulin verbildeten «Diotimas». Sie sind die mehr oder weniger vom Intellektualismus verschonten blutmäßigen Erleber des Wirklichen — wie es kein denkender Mann mehr sein kann. Außer einem. Das ist der

Mädchenmörder Moosbrugger, der ohne wesentliche Denkbelastung seinen Instinkten lebt im Jenseits von Gut und Böse — im Jenseits zu aller Verantwortung. Zu ihm fassen Ulrichs Frauen eine instinktive Neigung in uneingestandener Wahlverwandtschaft. Die Primitivste ist Bonadea, die nymphoman veranlagte Richtersgattin, die stets verführbare Liebespraktikerin und Gegenkarikatur der theoretisch liebenden Diotima und der unentschiedenen Jungfrau Gerda, die wünscht, was sie nicht wagt. Viel mutiger ist die musikbesessene Clarissa, die Ulrich um nichts Geringeres als um ein Kind bittet, in welchem sie sozusagen den Menschen der Zukunft, wo nicht den Uebermenschen gebären möchte. Denn Nietzsches Werke, ein Danaergeschenk Ulrichs, haben sie von der moralischen Umwertung aller Werte überzeugt, so daß sie den «gefährlich lebenden» Mädchenmörder Moosbrugger befreien will — wie ihre Instinkte aus dem Käfig der romantischen Ideale. Nachdem sie mit ihrem romantischen Künstlergatten das halbe Dasein am Klavier zerklümpert und in der Wahn- und Rauschwelt des sächsischen Zauberers Richard Wagner den vitalen Bezug zur Wirklichkeit verloren hat — will sie zurück zur Realität. Da sie aber Romantikerin von Natur aus bleibt, wie ihr Lehrer Nietzsche, so nähert sie sich zwischen den Kontrasten von Wunsch und Wesen viel weniger Moosbruggers bestialischer Naivität als dessen asozialem Schwachsinn. In der Ver-rückung des zivilisierten Verstandes und im Vergessen der moralischen Dressur gewinnt sie immer mehr an Intuition des nackten Lebens — frei von «Verantwortung». Halb irrsinnig besucht sie den Mörder im Irrenhaus. Es ist ein symbolischer Protest gegen die Wissenschaft vom Menschen mit moralischen Eigenschaften.

Alle diese Frauen sind nur ein Marionettenspiel für den Denkspieler Ulrich. Nur *eine* nimmt er völlig ernst, jenseits aller Ironie, mit ganzer Seele — soweit er sie noch hat —, und das ist Agathe, seine Schwester, ein Körper seines Blutes. Um sie kreist der zweite Band als ein zweiter Roman. Ohne selbsttätig kritisches Gehirn, doch so außerordentlich klug, um alle weisen Reden ihres Bruders zu verstehen, stellt sie gewissermaßen ein «Weib ohne Eigenschaften» dar — den von Moral und Gewissen befreiten Menschen, der aber im Gegensatz zu Ulrichs Lethargie zu triebhafter Handlung befähigt ist: eine aktive Egotistin. Was Ulrich denkt, das wagt sie zu tun. Ohne jede Gewissenshemmung läuft sie ihrem Mann, dem hochgebildeten und rechtlichen Professor Hågauer, davon, fälscht als reiche Dame unbedenklich zu dessen Ungunsten das Testament des soeben verstorbenen Vaters, treibt an der aufgebahrten Leiche des hochangesehenen Juristen Unfug, steckt ihr Strumpfband frisch vom warmen Leibe in den Frack der Leiche. Ohne die kriminalistischen Folgen zu bedenken, nimmt sie sich vor, ihren Mann zu töten, einfach weil sie ihn haßt. Sie wünscht mit ihrem seit

der Kindheit nicht mehr gesehenen Bruder eine allerintimste körperliche Bindung, einfach weil sie ihn liebt. Ihre Leidenschaften sind ihre Tugenden.

Der passive Ulrich fördert natürlich nicht diese Verbrechen, aber er läßt sie lächelnd geschehen. Tut sie denn nicht die «Tat» zu seinen bloßen Denkfunktionen? Besitzt sie vielleicht gar die echten Eigenschaften als echte Eigenheiten? Stellen sie beide nicht symbolisch die siamesischen Zwillinge dar — die die «Eigenliebe» als «Nächstenliebe» empfinden dürfen, und die «eine Reise an den Rand des Möglichen . . . ja des Abstoßenden» wagen? Die symbolische Personalunion der Geschwister bildet einen «Grenzfall», einen vergeistigten Inzest, eine Ent-rückung. Und Agathes Welteinstellung darf sogar mit dem Ausdruck ihres beleidigten Gatten als «asozialer Schwachsinn» erklärt werden. Die Geschwister wissen es auch. Sie lieben sich ja nur in ihrer Gleichheit, im tiefen Verständnis ihrer Menschenfremdheit und Lebensunfähigkeit und in der kaum ausgesprochenen Sehnsucht nach dem Nichtmehr-Sein in *dieser* Welt der überholten Eigenschaften. Oh, man trägt ja immer ein Giftfläschchen am Halse zur Befreiung vom Horror vacui.

Wohl bleibt etwas in der Leere der Welt bestehen, dessen «unbestimmbaren Inhalt» man «Seele» nennen könnte, die man in des Bruders sachter Umarmung unter Mondstrahlen beinahe poetisch verspürt. Seele — ach, für Mathematiker so «ungenau» als wie ein Nichts, und dennoch spürbar, wenn auch kaum lebensfähig. Vielleicht wird sie in einem «Tausendjährigen Reich» zu voller Wirksamkeit erwachen — ohne Denken, ohne Gier — als «schöne Seele» — die dann mit swedenborgschen Engeln kokettiert. Und sie profitiert aus dem romantischen Thesaurus der Menschheit die Träume der altmodischen Utopie. Hienieden aber lebt man praktisch ohne ihre Mitwirkung, begehrt das Seelenlose bis zum naiven Verbrechen — und nähert sich wie Clarissa mit allzugroßem Verständnis dem Mörder Moosbrugger — sowie dem eigenen versuchten Selbstmord. Man lebt sehr «ungenau». Die Totentänzer hängen so lange wie möglich an der Musik des Lebens. Und zur Beschwichtigung unseres steten Sterbens wird uns die «Auferstehung» vorgeträumt im Tausendjährigen Reich.

ZWISCHEN «GENAUIGKEIT UND SEELE»

Es ist ein in seiner Diktion geistreiches und als Symptom der Zeitlichkeit unserer Zeit sensationelles — aber zugleich ein sehr zwiespältiges und unordentliches Buch. Denn der Autor selber pendelt wie sein Ulrich zwischen «Genauigkeit und Seele», für deren Erforschung er ein «Erdensekretariat» zu gründen vorschlug, was ja nichts anderes



als eine Zentralstelle des ewigen Widerspruchs bedeutet — um die «prästabilisierte Disharmonie der Schöpfung» gegen Leibniz' «beste aller Welten» auszuspielen —, die nun allerdings um einiges «genauer» ausgedacht erscheint als das Weltbild unseres Wunsch-Mathematikers Ulrich, der die Seele auf eine Formel bringen möchte. Die musilsche Mikroskopie zielt dabei weit mehr auf Gefühle «an sich» und Anschauungen «an sich» als auf lebensfähige Organismen. Seine Menschen sind zum Zwecke der Essayistik aufgezoogene Rede- und Denkmachines, die trotz einiger vortrefflich charakterisierter Einzelstimmungen bei Ulrich, Diotima, Clarissa und Agathe doch nur aus Hirn und Mund bestehen. Oder es sind von Witz und Humor umspielte Karikaturen wie der dicke Bildungsgeneral, oder wie der durch Diplomatie lebensgehemmte Graf Leinsdorf oder wie die ironisierten Schulprofessoren Hagauer und Lindner, die ihre klassisch geschulte Ethik von sich geben: philistriöse «Tugute» — Hampelmänner am Faden eines neunmalweisen Puppenspielers, der selber eines göttlichen Drahtes tief bedürftig wäre. In solch geheimer Ahnung gibt er weit weniger die sittlichen Forderungen der Lächerlichkeit preis als deren pedantische Prediger. Wie der genauer und genialer blickende Thomas Mann weiß Musil eben um beides: um den Wert der alten Ideen wie um ihren mechanischen Gebrauch oder gar den verlogenen Mißbrauch. Er sagt weder ein genaues Ja noch ein genaues Nein. Er ist noch nicht in die Traum-Erinnerung Prousts entrückt, noch nicht im materiellen Kehrichthaufen Joycens versunken. Er ist noch nicht entschieden. Er probiert noch — er experimentiert nach zwei Seiten. Im gleichen Augenblick läßt er Agathens «Verbrechen» geschehen bis zur Testamentsfälschung und weiß *zugleich*, daß man nicht einmal eine Zigarettendose stehlen darf. Irgendwo ist er überzeugt, «daß Moral unentbehrlich ist». Oh, Musil ahnt damit, daß seine ganze negative Individualität nur im Kontrast und vor der Folie des immer noch funktionierenden Moralsystems der *Andern* überhaupt möglich ist! Sein Nihilismus schmarotzt am Thesaurus der Menschheit.

Die Genauigkeit des Mathematikers Ulrich wird immer gestört durch die ungenaue Seele — und umgekehrt. Fast immer vertritt er daher ernsthaft die seelische Gegenwart einer logischen Wahrheit. Die sarkastische Lust am paradoxen Wort führt oft zu Prägungen, die mehr Esprit als Genauigkeit ergeben — wie schon die Umkehrbarkeit des Titels. Das «Tausendjährige Reich» ist für diesen Virtuosen der Intellektualität ein allzu ungenaues, allzu entlegenes, ja unstatthaftes Symbol aus christlich-metaphysischen Glaubensbezirken. Der Autor — weniger ein echter Dichter als mit der *prédilection d'artiste* ausgestattet — verfällt in seiner Diktion bald den Stimmungen des Himmels, bald dem Sarkasmus eines Teufels. Daß «After und Mund als

das rektale und orale Ende derselben Sache» erscheinen, bedeutet die Entzauberung der Liebesküsse. Wir werden an die medizinischen Desillusionen der Liebe in Manns «Zauberberg» erinnert. Die Frage des Volksliedes: «Wer den schönen Wald so hoch da droben aufgebaut» habe, beantwortet der Liebhaber der naturschwärmenden Diotima mit den forstwirtschaftlichen Spekulationen der Oesterreichischen Bodenbank. Die schöne Aussicht vom Berggipfel wird deromantisiert mit dem Hinweis auf die «Oberflächlichkeit des Ausgedehnten», gut genug für das «Edelochsentum des ungekochten Naturgenusses». Wie denn auch geistige Größe von Ulrich als plumpe, ausgedehnte «Quantität» verlästert wird; zumal ja ihre «hochfliegenden Gedanken» von der «Geflügelfarm» der Theologen und Philosophen bezogen werden. Die «geistige Rentabilität» der höheren Werte hat den Schieber Fischel schwer enttäuscht: «In Wahrheit hatte ihn nur sein Idealismus zum Untergebenen gemacht; denn jeder irdische Idealismus hat den Zweck, die Begierden auf Höheres abzulenken und in einer den Machthabern genehmen Weise zu entkräften.» Das tönt schon nach der kommunistischen Parteiversammlung gegen die Unternehmer. Musils sarkastische Verstimmung gegen das Unsichtbare aller Idee wird oft zur wüsten Schmähung der Geist-Begeisterten, die ihre höchst materiellen Alltagsnötigungen vor sich selbst verleugnen wie «den Schmutz, den Gott aus seinen Zehennägeln entfernt» — eine in ihrer Widerlichkeit selbst den Atheisten beleidigende Metapher — und typisch für die peinliche Genauigkeit eines materiellen Details am peinlich «ungenauen» Bild des vorgestellten Ideals.

Aber Musil ist doch kein Satan wie Joyce — höchstens Luzifer —, träumt er doch von engelhafter Liebe im Tausendjährigen Reich. Er quält sich selber gegen das bessere Wissen seiner Persönlichkeit. Nur hält er leider sein schlechteres Wissen für seine «Eigenschaften». Im Grunde haßt er seine ganze lustbetonte Fähigkeit der nihilistischen Zersetzung. Ach, Agathe ahnt: daß er sich selbst nicht liebt. Denn nicht nur das zersetzte Ich, sondern das ganze Leben erscheint ihm nicht als ein geliebter Wert. Die Lust zum Denken überwiegt die Lust am Geschehen, an der «Geschichte» — die Lust zum Fabulieren. Nur in ein paar eingestreuten Einzelszenen wird er zum Romancier, zum Schilderer menschlicher Begebenheiten. Da betrachtet er seine schwachen Geschöpfe meist mit humoriger Gutmütigkeit — aber es ist nur das Wohlwollen einem Haustier gegenüber. Der Mensch ist ihm viel zu verdächtig für eine sich im Ganzen gebende Liebe. So entstand kein Roman von Menschen, sondern eine essayistische Demonstration von Gehirnen und anderen Körperteilen, für die «Geschichten» ganz unwesentlich sind. Denn sie haben nur Logik und Kausalität — aber kein Schicksal.

Zum Fabulieren von Geschehnissen mit einiger Bedeutung bedarf es eines Glaubens an sittliche und seelische Zusammenhänge der mitspielenden Lebewesen. Nicht im Chaos, nur in geglaubten Bezugssystemen «geschieht» das Individuelle und erlebt seine «Geschichte». Wilhelm Meister, Don Quijote oder der Grüne Heinrich sind sittliche Einheiten, in Reibung gebracht mit einer durch Sittlichkeit zusammengefaßten Außenwelt. Es sind Maßstäbe und Spannungsverhältnisse für ihr fabuloses Verhalten gegeben. Ihr Unzulängliches wird Ereignis — und ihr scheinbar zufälliges Erlebnis zum Gleichnis. Die Menschen von Proust bis Joyce und Musil sind aber von den sittlichen Konventionen und Gleichnissen vollkommen freigestellt. Sie sind nicht nur «gottfrei», sondern auch im fatalsten Sinne «willensfrei» — das heißt, *ohne Willen*: bloße Reagenzien ihrer Umgebung, Funktionäre der Naturgesetze: Experimentalpuppen — Additionen von Eigenschaften.

Unter solch trüben Bedingungen gelingt dem Menschen, vom geltungsgierigen Arnheim bis zur moralinfreien Agathe, die Erkenntnis: «Der Mensch kann ohne Grundsätze, ja eigentlich *ohne Erlebnisse leben*.» Damit erübrigt sich jede Romanhandlung im traditionellen Sinne. Diese Menschen — ebenso wie die müden Helden des «Zauberbergs» und des kranken Proust oder des vom «Milieu» vergewaltigten Joyce —, sie haben keinen Willen, kein Gewissen und daher keine Schicksalslinie — keine Handlung. Ueber den Gegensätzen ihrer vielen Wahrheiten erhebt sich nicht die Synthese eines ethischen «Besserwissens» im Autor. Es gibt in Musils Werk so wenig überzeugende «Sentenzen» geistiger Art als wie bei Joyce. Es wären auch ganz unbrauchbare Wahrheiten. Es herrscht hier mehr Kritik als Sinngebung, mehr Verstand als Gestaltungsschöpfung und mehr Sensibilität als künstlerische Intuition. Aber nach Bayle genügt der Verstand bestenfalls zur Entdeckung von Irrtümern, nicht aber von Wahrheiten.

Analysen haben nur einen Lebenssinn, wenn die am Leben gebliebenen Teile in neuen Synthesen wieder zu einem neuen Ganzen zusammenwachsen sollen. Darum bekümmern sich die Zersetzer von Musils Geist aber so wenig wie ein Kind, das seine Uhr auseinandernimmt und viel zu spät gewahr wird, daß die Wiederezusammensetzung ohne einen Uhrmacher nicht möglich ist — der an den sinnvollen Zusammenhang der Teile glaubt. Ein Joyce und ein Musil fürchten aber die traditionelle Wiederezusammensetzung zum leidigen Urphänomen der menschlichen Totalität. Die Wahrheit darf nicht im Ganzen gesehen werden, nur unter dem Mikroskop als Teilchen — unter dem Prinzip einer überheblichen Kurzsichtigkeit auf die *particula pro toto*. Dieser Art Menschheitsärzte erscheint die Lebensfunktion der edleren Organe bereits als ein romantischer Schwindel des Schöpfers. Nur die Moleküle sind «genau». Aber unbeschadet unseres so eminent genauen Wissens

um die Teile — daß die Uhr «im Grunde» nur aus Rädern, die Bibel und der Faust aus dem A b c, die Sixtinische Wand aus Pinselstrichen und der Mensch aus Molekülen und psychischen Partikeln besteht —, ja trotz dieses fatalen Willens zur Kurzsichtigkeit, existieren eben doch die Phänomene in ihrer Ganzheit, die uns als *Form* umlebt. Ja, leben! Hier aber wird der Mensch in «Eigenschaften» zerdacht — und muß dann «ohne» weiterleben . . . Das heißt: weitersterben im klappernden Totentanz der Denkskelette. Der Rest ist Schweigen.

So hat man mit einer weniger revolutionären als ironisierenden Gebärde die alten Tafeln zerkratzt und bringt keine neuen Gesetze vom Sinai herunter. Denn man hat keinen Gott im flammenden Dornbusch gesehen. Die Menschen Prousts, der im verdunkelten Krankenzimmer das genaue Leben träumte — es sind Traum-Gespenster. Thomas Manns Jüngling verläßt den Zauberberg als ein analysierter Greis und Moribundus. Joycens Bloom zerlebte sein Leben in Millionen von animalischen Phasen, als wäre es keine Menscheneinheit, sondern ein Mückenschwarm oder ein Würmerhaufen. Musil ist weniger hart und hat nicht alle metaphysischen Brücken abgebrochen. Aber nur aus Schwäche. Er ist mehr Conferencier als Fanatiker, mehr Literat als Verkünder. Sein österreichisches Herz ist immer noch der Erbarmung fähig — und des Mitleids mit sich selber. Es weint der Nihilist. Sein Zweifel am «farbigen Abglanz», an dem wir das Leben haben, erstickt doch nicht den Wunschtraum jener Illusion vom Tausendjährigen Reich, wo die Erkenntnis wie in einem unverlorenen Paradies noch nicht vom Apfel der Sünde gegessen hat. Jetzt aber hat man sich gründlich überessen an der in Details zerhackten Erkenntnis ohne Idee. In großer Sehnsucht erträumt sich der Anti-Idealist eine Hilfsidee — die vielleicht sogar von Gott kommt — da ja der Mann ohne Eigenschaften ausdrücklich nur «gottfrei», nicht aber gottlos genannt wird. Es ist die Sehnsucht Luzifers, dereinst wieder am Throne Gottes zu sitzen.